

Festival-Motto „Vater und Sohn“

Thüringer Bachwochen mit Teilnehmerrekord bei Auftakt-Hausmusiken

Weimar. (epd) Mit einem Teilnehmerrekord bei der traditionellen „Langen Nacht der Hausmusik“ starten die Thüringer Bachwochen am Freitag in das diesjährige Festival. In den Auftakt sind knapp 120 Konzerte in 42 Städten und Gemeinden integriert. Die einzelnen Orte mit den landesweit über 90 Gastgebern können auf einer Internet-

Seite abgerufen werden. Die Thüringer Bachwochen stehen in diesem Jahr unter dem Motto „Vater und Sohn“ und münden am 30. April in das 89. Bachfest der Neuen Bachgesellschaft bis 4. Mai. Schwerpunkt ist der 300. Geburtstag von Carl Philipp Emanuel Bach. Der 1714 geborene dritte Bach-Sohn gilt als der bedeutendste Nachkomme von

Johann Sebastian Bach, der von 1708 bis 1717 in Weimar wirkte. 1714 wurde er dort Konzertmeister. Zur Eröffnung an diesem Samstag im Theater Erfurt spielt das spanische Orquesta barocca de Sevilla die Brandenburgischen Konzerte.

www.thueringerbachwochen.de

Nun werden die Romane auf die Bühne gebracht

Am DNT Weimar gefragt: Erzähler Christoph Hein wird 70

■ Von Frank Quilitzsch

Berlin/Weimar. Seine Stücke sind legendär. In „Die wahre Geschichte des Ah Q“ tritt der Protagonist an den Bühnenrand, schaut lange ins Publikum, um schließlich zu verkünden, dass er „keine Botschaft“ habe. Das war ein Affront gegen die sozialistischen Gralshüter, die sich mit ihrer „wissenschaftlichen Weltanschauung“ im Besitz der objektiven Wahrheit wähnten. In der Komödie „Die Ritter der Tafelrunde“ wurde dann in der Wende-Zeit das vergeistete Politbüro selbst vorgeführt. Gerade mit seinen oft ins Absurde gedrehten Parabeln fand Christoph Hein frappierende Analogien zur Gegenwart, die ihn zu einem der beliebtesten deutschen Dramatiker machten.

Hein, der am heutigen Dienstag 70 Jahre alt wird, ist bekannt für seinen Sarkasmus: Nach dem Ende der DDR sei er scharf angegriffen worden, erklärt er, denn er prophezeite, dass das Zusammenwachsen von Ost und West vierzig Jahre dauern würde, so lange nämlich wie das Getrenntsein. Heute würde er eher beschimpft, weil er damals „nur“ vierzig Jahre gesagt habe.

Populär ist der Dramatiker noch immer – in jüngster Zeit aber mehr für seine Prosaarbeiten, mit denen er den Zeitgeist trifft. Zuletzt erschien das Bändchen „Vor der Zeit“, in dem er al-

te Mythen neu erzählt – mit viel Witz und sanftem Tiefgang. Auch ein Kuriosum: Heins Bühnenpräsenz hat kaum nachgelassen, obwohl seine Stücke seltener gespielt werden. Dafür werden seine Bücher gern fürs Theater adaptiert – in Weimar steht zurzeit der Hochschul-Roman „Weisskerns Nachlass“ auf dem Spielplan; im nächsten Jahr soll „Frau Paula Trosseau“ als Stück uraufgeführt werden.

Warum gibt es hier eigentlich noch keine Bühnenfassung von Christoph Heins Text „Der fremde Freund“? „Ich habe es geschafft. Es geht mir gut“, lautet das zynische Ende der Novelle, die dem Erzähler Hein 1982 den Durchbruch brachte. Der nur Insidern bekannte Autor las damals im Jenaer Studentenklub aus dem Buch, das ein Jahr später im Westen unter dem Titel „Drachenblut“ erschien.

In seinem zwei Jahre zuvor im Aufbau-Verlag veröffentlichten Debüt Einladung zum „Lever Bourgeois“, einer Sammlung meisterhaft lakonischer Kurzgeschichten, hatte der 1944 im schlesischen Heinzendorf geborene und nach Kriegsende in Ostdeutschland gestrandete Hein ein Grundthema angeschlagen, das er erzählerisch immer wieder variieren sollte: die Folgen der deutschen Teilung und des Mauerbaus von 1961.

Hein war zu jener Zeit bereits ein gestandener, wenngleich im

Osten ungespielter Dramatiker, der als Dramaturg an der Berliner Volksbühne und als Regieassistent von Benno Besson Theatererfahrung gesammelt hatte.

Als Pfarrerssohn durfte er in der DDR keine weiterführenden Schulen besuchen, und so ging er auf ein altsprachliches Gymnasium in Westberlin. Über diese Zeit früher Ost-West-Erfahrung gibt der autobiografische Erzählungsband „Von allem Anfang an“ (1998) Auskunft.

Übertritte an der innerdeutschen Grenze spielen in Heins Werk immer wieder eine Rolle, so auch in einer Episode seines in Bad Dübren angesiedelten Romans „Landnahme“. Der sächsisch-anhaltinischen Kleinstadt, in der er aufgewachsen war und die in seinen Büchern Guldenberg heißt, hat der Autor schon in seinem wohl wichtigsten Prosawerk, „Horns Ende“ (1985), ein wenig rühmliches Denkmal gesetzt. In dem in den 50er Jahren handelnden Roman treiben unbewältigte NS-Vergangenheit und Intoleranz den nach einem Parteiverfahren strafversetzten Historiker Horn zum Selbstmord. Hein, der Chronist ohne Botschaft, verzichtet hier auf den allwissenden Erzähler und lässt stattdessen das Geschehen wechselweise aus der Perspektive von fünf Bezugspersonen erinnern. Die Wahrheit wird zum Puzzle, das der Leser selbst zusammen fügen muss. Heins damaliger Aufbau-Verleger Elmar Faber bewies Mut und brachte „Horns Ende“ ohne Druckgenehmigung heraus – ein in der DDR einmaliger Vorgang.

Außenseiter sind auch die Protagonisten der Romane „Der Tangospieler“ (1989) und „Das Napoleonspiel“ (1993) – der eine spielt vor, der andere nach der Wende. In „Willenbrock“ (2000) wird ein unbescholtener Mensch zum Täter, weil er sich auf eigene Faust gegen eine Bande von Einbrechern und Autodieben zur Wehr setzt.

Der Dramatiker, Erzähler und glänzende Essayist Christoph Hein formulierte als sein Schriftsteller-Credo: „Ich versuche, was ich gesehen, gehört und erfahren habe, wertfrei aufzuschreiben, ohne jede moralische Wertung – die will ich gern dem Leser überlassen. Ich schätze die Moral im Privaten, in der Literatur aber ist sie fehl am Platz wie eine Ideologie.“



Chronist ohne Botschaft: Der Erzähler, Dramatiker und Essayist Christoph Hein mischt sich trotzdem gesellschaftlich ein. Foto: dpa

Noch einer fordert Matisse-Bild zurück

Anspruch auf „Sitzende Frau“ noch nicht geklärt

München. (dpa) Ein weiterer Anspruchsteller fordert das Gemälde „Sitzende Frau“ von Henri Matisse aus der Sammlung Gurlitt zurück. Das teilte der Anwalt von Cornelius Gurlitt, Christoph Edel, am Montag in München mit. Eigentlich stand die Rückgabe des Bildes an die Erben des jüdischen Kunsthändlers Paul Rosenberg kurz bevor – jetzt wird sie sich zumindest verzögern. „Vor diesem Hintergrund bin ich rechtlich verpflichtet, vor Herausgabe des Bildes erst die Ansprüche des neuen Anspruchstellers zu überprüfen“, betonte Edel.

Ende März hatten Gurlitts Anwälte mitgeteilt, eine Vereinbarung mit den Enkelinnen Rosenbergs, Marianne Rosenberg und Anne Sinclair, zu unter-

schreiben. Das von den Nationalsozialisten geraubte Werk gehörte zeitweise zur Kunstsammlung des führenden Nazi-Politikers Hermann Göring und war auf Umwegen in den Besitz der Familie Gurlitt gelangt. Die Augsburger Staatsanwaltschaft, die seit der Beschlagnahme der Sammlung des Kunsthändlersohns Cornelius Gurlitt im Februar 2012 im Besitz des Bildes ist, signalisierte ihre Zustimmung zur Einigung in diesem Einzelfall. „An unserer Position, einschlägig belastete Bilder jenseits rechtlicher Erwägungen an Eigentümer zurück zu geben, ändert sich aber gar nichts“, betonte Anwalt Edel. Schnellstmöglich solle geklärt werden, wer berechnete Ansprüche hat.

Weimar. Das 7. Sinfoniekonzert der Staatskapelle Weimar hat einen Namen: Daniel Müller-Schott. Dieser Cellist verfügt – basierend auf lebendig singendem, flexiblem Ton, splendorischer technischer Voraussetzung und intelligenter Musikalität – über breitgefächerte Gestaltungsfantasie, sodass er das als undankbar bekannte Sinfonische Konzert für Violoncello und Orchester op. 125 von Sergej Prokofjew zu einem Erlebnis hochstilisieren konnte. Prokofjew sagt von sich, er sei klassisch, modern, motorisch-toccatahaft, lyrisch und grotesk zugleich und das verwirbelt übereinander gestellt oder aneinander gereiht – für den Solisten kein Problem.

Er spielt munter drauflos, lässt dem Orchester neben sich genü-



Das Motiv des Mischtechnik-Bildes „April-Katze“ ist en nature im Hof der Großbodunger Galerie in der Burg zu erleben. Foto: G. Mackensen

Vier Samtpfoten auf den Eichsfelder Leinwänden

Schau in der Großbodunger Galerie in der Burg zeigt Arbeiten von Gerd Mackensen

■ Von Luise Schendel

Großbodungen. April, April! Nein, die Rezensentin beliebt nicht zu scherzen. Das käme wohl auch ein paar Tage zu spät. Viel lieber überlässt sie dies dem Eichsfelder Maler Gerd Mackensen. Der, von Haus aus ein bekennender Doggen-Liebhaber, hat sich nach dem Tod seines Hundes vor zwei Jahren neu orientiert. Nämlich – eigentlich ein ungewöhnlicher Schritt für einen eingefleischten Veteranen der gepflegten Bellerei – hin zu Stubentigern, die er in allerlei Varianten in der Großbodunger Galerie in der Burg per Papierdekret zum Besten gibt. Besonders persönlich wird er bei einem ausgesprochen flauschigen und versonnenen Modell mit weiß-fuchsigem Färbung.

Die „Aprilkatze“ – mitnichten ein Scherz in Tiergestalt, wie mancher Schalk hinter der Titulierung vermuten könnte, sondern eine insgesamt sehr ernsthafte Erscheinung – hat dem Rezipienten bereits „en nature“ ein würdevolles Entree gestaltet. Mit seinen großen, intensivgrünen Augen verfolgt der Kater, der mit seinen geschätzten acht Jahren eher zur gemächlichen Sorte zu gehören scheint, das Eintreffen der Besucher. Dr. Max Stolze, ein Katzentier wie es im Buche steht und mit einer ganz speziellen Würde gesegnet, hat Mackensen derart beein-



Sehnsuchtsvolle Landschaft aus Thüringen Foto: G. Mackensen

druckt, dass er ihn in seine hehre Schar der Kätzchen, Kater und Mausjäger-Damen aufgenommen hat.

So blickt er nun, wenn er dem Betrachter nicht gerade geschmeidig um die Füße streicht, aus einem liebevoll mit weichen Linien und Naturfarben gestalteten Blatt Papier. In einer Porträtstudie – das schmeichelt den zugegebenermaßen üppigen Proportionen. So tiefgründig erscheint der kleine Tiger dort wiederzugeben, dass er wohl selbst dann, wenn er sprechen könnte, keine seiner Geheimnisse preisgeben würde.

Eigentlich, so möchte man glauben, ist dies gar nicht

Mackensens Metier, diese super-natürliche Wiedergabe seiner Umwelt. Einmal abgesehen von seinen „Weibern“, die selbstverständlich auch in dieser 75 Skulpturen, Malereien und Zeichnungen zählenden Ausstellung „Im Jahr der Katze“ nicht fehlen dürfen. Denn das seien, wie Gerlinde von Westphalen mit einem Augenzwinkern zu Protokoll gibt, lediglich andere Katzen. „Menschliche“, fügt sie schmunzelnd hinzu.

Wer Mackensens Arbeiten kennt, weiß, was die Gräfin damit meint. Der Eichsfelder aus Leinwand, der sich oft Thüringer Stadtansichten und Landschaften widmet, nannte seit je-

her auch eine Vorliebe für ausgesprochen offenherzige, ja, dominante Frauenakte sein eigen.

Seine Frau, eine drahtige, kurzhaarige Blonde mit markanten Wangenknochen, inspirierte als Bildmotiv seit vielen Jahren den Nordhäuser Künstler, dessen Werke bereits im vergangenen Sommer als Teil einer Erotica-Ausstellung im Molsdorfer Schloss nahe Erfurt zu sehen waren. Und dies überwiegend mit nicht nur leicht frivolen Werkaspekten wie goldenen Gliedern, prallen Brüsten und lockend gespreizten Schenkeln, die den sonst hageren, ja, zu anthropomorphen Formen stilisierten Körpern eine bizarre Erscheinung am Rande des guten Geschmacks verlieh. Indes: Kunst bleibt Kunst. Und über den Geschmack als solchen lässt sich schlecht streiten.

Gerade zu diesen Formen überholter Verallgemeinerungen fand der 1949 geborene und zeitweilig als Künstler arbeitende Mackensen stets eine klare Bildsprache – in seinem karikatüristischen „Raben“. In der Galerie in der Burg gar proklamiert der: „Revolution ist ganz einfach!“ Nun ja, die „Aprilkatze“ schweigt sich zu solcherlei Dingen diplomatisch aus. Und hat es sich in den Armen der Gräfin bequem gemacht.

Bis 9. Juni, Mi-So 14-18 Uhr, Großbodungen

Im Rausch der Farben

Russischer Abend mit Tschaikowski und Prokofjew

■ Von Hans-Jürgen Thiers

gend eigenen Spielraum und bringt das Wunder fertig, gerade aus diesem Widerstreit überzeugendes interpretatorisches Kapital zu schlagen.

Es entstand der Eindruck, als würde nebeneinander und nicht miteinander musiziert. In dieser vermeintlichen Zweidimensionalität liegt wohl der Reiz des Werkes. Dem Solisten geben die endlosen Melodiepassagen Gelegenheit, mit singendem Espresso die Herzen der Weimarer zu berühren, der kompakte Orchestersatz bot der von Massimo Zanetti dirigierte Staatskapelle Möglichkeiten zu zahlreichen farbintensiven Bildern und kammermusikalischen Auflichtungen.

Das Konzert hat aber eben noch einen zweiten Namen: Massimo Zanetti. Er interpretierte die 6. Sinfonie „Patheti-

que“ von Peter Tschaikowski. Seiner exorbitanten mentalen Kraft entsprechend hat er sich das passende Tschaikowski-Bild zurechtgelegt: Einen unbändigen Russen führt er vor, leidenschaftlich, temperamentvoll, von Urkräften beseelt. Dass Tschaikowski der französischste unter allen russischen Meistern ist, blendet er völlig aus. Und so malt er ein grelles, deftiges Al-fresco-Bild, dessen Konturen im Rausch der Farben verwischen, das Nervosität verbreitet, weil Zanetti ruhelos getrieben nur in kurzen Abschnitten fühlt und denkt.

Darüber lässt er viele Feinheiten der kompositorischen Arbeit in dröhnendem Fortissimo und überhitztem Tempo überhaupt nicht zur Geltung kommen – alles in allem eine recht laute, einseitige Angelegenheit.

Anzeige